Zeitschrift: Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire
Herausgeber: [s.n.]
Band: 8 (2001)
Heft: 1

Artikel: Die soziale Logik (auto)biografischen Erinnerns
Autor: Losego, Sarah Vanessa
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-19993

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DIE SOZIALE LOGIK (AUTO)BIOGRAFISCHEN ERINNERNS

SARAH VANESSA LOSEGO

Im folgenden Beitrag soll das Thema «Macht und Ohnmacht der Geschichte» aus der Perspektive des (auto)biografischen Gedächtnisses diskutiert werden. Ausgangspunkt dieser Diskussion ist die Vorstellung, erinnerte Vergangenheit sei grundsätzlich narrativ konstruiert, und zwar im Sinne einer historischen Erzählung.

Nun trifft es ja gewiss nicht zu, dass wir uns einzelner Erinnerungen entsinnen können nur, indem wir sie in eine *Geschichte,* ein *narratives Deutungsmuster* einbetten. Wir sind durchaus fähig, uns zum Gegenstand einer Darstellung und von Kommunikation machen, ohne dabei elaborierte Formen einer narrativen Ausgestaltung unserer Erinnerungen zu bemühen. Dennoch thematisieren wir uns oder das, was mit uns geschieht, nicht nur *situativ,* von Fall zu Fall, in welchen wir handelnd oder erleidend verstrickt sind. Wir verweisen dabei immer auch auf *situationsübergreifende Selbstbezüge,* Bezüge, die durch Reflexion, als Produkt einer Sinnbildungsleistung, einer Konstitutions- und Konstruktionsleistung also, hergestellt werden. Diese Reflexion kann sich über eine längere Spanne des eigenen Lebens erstrecken und für diese eine bestimmte Sinngestalt konstruieren. Diese Sinngestalt, geht sie über eine für den Augenblick oder eine Situation gültige Selbstbeschreibung hinaus, nimmt die Form einer *Lebensgeschichte* oder *Lebensabschnittsgeschichte* an. Das heisst, wir vernetzen ganz bestimmte Erinnerungen zu komplexen Einheiten und sequenzialisieren diese im Sinne eines geordneten und chronologisch festgelegten Ablaufs, welchem wir zudem eine Art Programm, das eine Struktur von personaler Entwicklung und Emergenz vorgibt, einschreiben. Es sind also ganz bestimmte *Konstruktionsprinzipien,* welchen Individuen aus der Perspektive der Bewältigung von Situationen bei der Ausgestaltung ihrer Geschichten folgen: der Gliederung der Erinnerungen entlang *kollektiver Vorstellungen über die Gestalt von Raum und Zeit;* der Konstruktion der eigenen Geschichte über die *Rekonstruktion* bestimmter *sozialer Strukturen bzw. jener narrativen Diskurse,* welche die Gemeinschaft, deren Teil wir sind, über sich selber führt; der Gestaltung unserer Biografie oder Abschnitte davon mittels der *Reproduktion kulturell sanktionierter und tradierter Deutungsmuster oder Symbole.* Ziel die-

ser Art der Vergangenheitsbeackerung ist die Produktion von Sinn, die Herstellung von Kohärenz, die Schaffung von *Kontinuität* des eigenen Selbst und jener sozialen Gebilde, denen es angehört und an deren Fortbestand es aus existenziellen Gründen interessiert ist.

Man kann dieses kulturelle Prinzip, welches darin besteht, das Leben teleologisch (im Sinne einer Entfaltung der Lebensstruktur) zu ordnen und es damit einer narrativen Gliederung, also einer Sequenz- und Kohärenzlogik zu unterwerfen, als eine «Illusion» bezeichnen, so wie es Bourdieu[1] getan hat. Entscheidend aber scheint mir, dass es sich dabei um eine sozial institutionalisierte und deshalb *orientierungswirksame* Illusion handelt. Wir *leben* keine Geschichten, auch wenn wir unserem Leben dadurch Sinn verleihen, dass wir ihm nachträglich die Form einer Geschichte geben, aber wir verleihen unserem Leben und damit uns selbst nicht Sinn um unserer Vergangenheit selbst willen, sondern weil sich retrospektiv erzeugte Bedeutungen *prospektiv* bewähren sollen. Wir erinnern nicht nur unter Verwendung bestimmter, kulturell normierter Sinnmodelle oder Interpretationsmuster und normieren so in gewisser Weise unsere Vergangenheit, wir beurteilen auch das gesamte Arsenal an sozial sanktionierten Deutungsmustern, indem wir diejenigen Muster auswählen, von denen wir denken, dass sie uns am nützlichsten oder am angebrachtesten seien hinsichtlich der Konstituierung des gegenwärtigen Selbstverständnisses und der Konzipierung zukünftigen Handelns. Erinnern hat insofern immer auch einen *Zukunftsaspekt, weil* es wertend, urteilend, einschätzend, weil es *normativ* verfährt, das heisst aber nichts anderes, als dass es Bedeutungen generiert (zumindest *auch)* im Hinblick auf zukünftig zu erbringende Sinnbildungsleistungen, auf noch ausstehende und auszuarbeitende Handlungskonstituierung, auf hinkünftig notwendige Orientierung in der (sozialen) Welt und der gegenseitigen Verständigung über diese Welt und uns selbst, die wir uns in ihr bewegen.

Es ist verschiedentlich in der wissenschaftlichen Biografie-Literatur behauptet worden, das Subjekt könne eine persönliche Identität nur ausbilden, wenn es erkenne, dass die Sequenz seiner Handlungen eine narrativ darstellbare *Lebensgeschichte* bilde. Dagegen ist zweierlei einzuwenden. Erstens: Identität-an-Sich im Sinne eines Habitusensembles, eines impliziten Selbst, das sich durch sein Handeln zeigt, festigt und bestätigt, mag eine universelle menschliche Tatsache sein; ob dieses Selbst aber über Formen des Gedächtnisses verfügt, die symbolisch sein gesamtes Leben thematisieren, das hängt vom Vorhandensein von sozialen Institutionen ab, die eine solche selbstreflexive Rückbesinnung und Repräsentation gestatten. Solche Institutionen (die Beichte beispielsweise, die Psychoanalyse, das Tagebuch, die Memoiren, bestimmte Formen der medizinischen Anamnese oder des Geständnisses vor Gericht, das Curriculum Vitae, der Nekrolog, die [Auto-]Biografie usw.) wirken als eigentliche «Biografie-

generatoren». Und die durch sie ermöglichte und erzeugte Identität-für-Sich, diese vom Ich aus strukturierte und verzeitlichte Selbst- und Weltauffassung, stellt, im Gegensatz zur Identität-an-Sich, *keine* menschliche Universalie dar, sondern ist Korrelat zu historisch keineswegs generell verbreiteten Institutionen, welche die Biografie als Deutungsschema erzeugen, sanktionieren und tradieren. Die Ausbildung einer persönlichen Identität in der Bedeutung eines fungierenden Ich, eines in all seinen Handlungen präsenten impliziten Selbst, ist also keinesfalls auf die narrativ darstellbare Sequenz dieser seiner Handlungen als Lebensgeschichte angewiesen, man möchte fast sagen, im Gegenteil: Die meiste Zeit unserer Alltäglichkeit sind wir nicht damit beschäftigt, unsere Lebenserfahrungen zu einer reflexiven Lebensgeschichte zusammenzufügen, denn – zweitens – es ist gerade nicht die selbstverständliche Normalität des Lebensalltags, welche die autobiografische Thematisierung provoziert. Es sind die *Krisen,* oder weniger dramatisch: die Widersprüche, die Unstimmigkeiten, die Brüche, die Kontingenzerfahrungen, die nach Einordnung, Verarbeitung und Normalisierung verlangen, welche die Reflexion über die selbstverständlichen Muster der Wirklichkeits- und Vergangenheitskonstruktion und die Thematisierung des eigenen Selbst durch das Subjekt erzwingen.

In welcher Form auch immer die um eine traumatische Erfahrung sich rankende, fürs Letztere gleichsam einstehende historiografische Ersatzgeschichte oder die Niederschrift des eigenen Lebens in Gestalt von Memoiren oder Autobiografie ausfallen mag, immer stellen wir uns die Ereignisse unserer Vergangenheit keineswegs eines nach dem anderen vor, sondern in schematischer Weise und in Gruppen oder Ganzheiten. Über die Technik der selektiven Vergegenwärtigung stellen wir Zusammenhänge her, konstituieren und raffen wir Informationen, absorbieren wir Unsicherheiten, um etwas *Bestimmtes* (im eigentlichen Sinne des Wortes) für Neurelationierungen zur Verfügung zu erhalten. Diese Bestimmung von Bedeutung, diese Stimmigkeitserzeugung, dieses Generieren von Ganzheiten, *kann* in der Weise des Geschichte(n)-Erzählens geschehen. Sande Cohen hat jedoch vor einer generellen kulturellen Übercodierung von Geschichte(n) als *Wissensform* gewarnt, da «es keinen triftigen Grund gibt, das Erzählen von Geschichten als eine Form vorprädikativen Umgangs mit Ereignissen und Handlungen oder als eine der Urformen, aus denen der Intellekt selbst spricht, zu betrachten».[2] Doch selbst wenn man auf einem diskursiven Modell von Kultur besteht, auf der Vorstellung also, dass Kultur sowohl durch semiotische, als auch durch narrative Mittel (ein)geschrieben werde, darf dies nicht dazu führen, den grundlegend *rhetorischen* Charakter von Diskursen (welcher Art auch immer) zu übersehen, was hiesse zu ignorieren, dass, hat man es mit Rhetorischem zu tun, es immer um Figuren der *wirkungsvollen* Rede, um Formen des *Überzeugens* geht, das

bedeutet letztlich um Formen der *Macht,* um Instrumente sozialer Manipulation und Kontrolle und deren Funktion als strategisches Mittel der politischen Besetzung der Vergangenheit.

Diskurse über (vermeintlich) Gewesenes sind indes nicht lediglich von ihrer rhetorischen Seite her zu begreifen; oder präziser: Gerade *wenn* man ihren grundsätzlich rhetorischen Charakter einsieht, erkennt man damit deren nicht minder wesenhafte *ästhetische* Seite an, (weil man es mit *Formen* zu tun hat), das Imaginative in ihnen also, ihre Bildlichkeit. Die Anerkennung dieser ästhetischen Dimension von Geschichte(n) braucht uns nicht über deren moralische und politische Eigenschaften hinwegzutäuschen. Es ist die Legitimität von sozialer Dominanz jenes Macht und Narrativität verbindenden Regulativs. «Die Menschen brauchen», so schreibt Jörn Rüsen, «Geschichte und historische Erinnerung zu politischen Zwecken, um gegebene politisch organisierte Herrschafts- und Machtsysteme bei den Betroffenen auf Zustimmung stossen zu lassen.»[3] Es ist die ganz spezifische Auswahl und Gewichtung von Bildern, Begriffen und Symbolen, durch welche wir unsere Vergangenheit repräsentieren, die Schaffung eines (an ästhetischen Prinzipien orientierten!) imagologischen Arrangements in der Weise, dass es als ein identifikatorisch Bedeutendes zu fungieren vermag, womit wir uns selbst unser (vergangenes, gegenwärtiges und zukünftiges) Handeln und unsere Ansprüche und Forderungen gegenüber unserer sozialen Umwelt zu legitimieren suchen. Ein solches imagologisches Arrangement erhält seine Stimmigkeit und Überzeugungskraft dann, wenn es durch ein «den Regeln der semantischen Grammatik oder den Strukturgesetzen des ‹Bricolage›» verpflichtetes Konstruktionsverfahren erstellt worden ist.[4] Was ist damit gemeint? Es geht um jenes praktische und kognitive Verfahren, durch welches wir unsere Erinnerungen erschaffen, Sinn, etwas Verstehbares erzeugen, und wir tun dies im Rahmen einer zeit- und kulturbedingten semantischen Grammatik, das heisst, indem wir verschiedenste Modalitäten der Mitteilung benutzen, besetzen, fortschreiben, ablehnen, transformieren: unter Anwendung also bestimmter, durch unsere Kommunikationspartnerinnen und -partner dekodierbarer Deutungsmuster, Verstehensmodelle, Sinnfiguren in Form von Bildern, Symbolen, Signalen, Stereotypen, Topoi und so weiter. Zentral scheint mir in diesem Konstruktionsverfahren, dass der oder die jeweils Konstruierende das, was mitgeteilt werden soll, *wirksam* zur Darstellung bringen will und deshalb auf bestimmte imagologische Versatzstücke des bereits (jedoch nicht absolut) feststehenden semantischen Systems jener Gemeinschaft, welcher der oder die Konstruierende angehört, zurückgreift, um sie in neue Zusammenhänge einzufügen. Wirksam ist ein derartiges Vorgehen insofern, als es bei Rezipientinnen und Rezipienten gleichsam ein spontanes Verständnis provoziert, weil diese mental in dieses selbe semantische System

eingebunden sind (sonst könnten sie nicht verstehen). Allerdings lässt ein derartiges semantisches System sehr viele verschiedene Deutungs- und damit Repräsentationsmöglichkeiten von Vergangenheit zu, es zwingt zur *Selektion von Begriffen,* die freilich stets nur das zu beschreiben vermögen, was ihnen nach ihrer semantischen Logik gleichsam in den Blick kommt, aber sie müssen von Individuen *gewählt* werden, die sie zu Symbolkomplexen, zu Konzepten, zu Texten (mündlicher oder schriftlicher Art) zusammenfügen: Es genügt nicht, diese Texte als einen blossen Index dafür, was an sozial konstruierbarem Sinn zur Verfügung steht, anzusehen; Texte sind der *situative* Gebrauch von Sprache durch Individuen, sie besitzen daher eine vielschichtigere Struktur, als aus totalisierenden Konstrukten wie «Sprache» oder «Gesellschaft» gewonnen werden kann. Texte spiegeln nicht lediglich soziale Wirklichkeiten (auch vergangene), sie schaffen diese auch neu; sie werden nicht nur durch soziale und diskursive Formen konstituiert, sie konstituieren diese Formen auch gleichzeitig, sie bestätigen sie, hinterfragen sie, verändern sie, und zuweilen leisten sie ihnen Widerstand.

Sprachwahl geschieht individuell, jedes normative System (das gilt auch für das Sprachsystem) lässt ein gewisses Ausmass an persönlicher Freiheit in der Befolgung ebendieser Regeln zu, die es festschreibt: eine Freiheit der bewussten Manipulation, der Interpretation, der Umsetzung, der Untergrabung, der Obstruktion. Giovanni Levi führt diesen Gedanken der individuellen Freiheit in der Auswahl bestimmter kulturell-normativer Repräsentationsformen – so weit ich das überschaue – am konsequentesten weiter, indem er besagte Freiheit dem normativen System, oder eigentlicher: den normativen Systemen der Sinnproduktion nicht gegenüberstellt, sondern gleichsam einschreibt. Indes offen lässt er die Frage nach den *Kriterien,* nach welchen sich Individuen bei ihrer Wahl von Deutungsmustern und Kommunikationsformen richten. Ebenhier möchte ich auf die weiter oben eingeführten Kategorien der Legitimität und der Ästhetisierung zurückkommen, um die aufgeworfene Frage zu klären versuchen.

Ich habe geschrieben, Individuen wählten Sprache aus, sie benutzten bestimmte tradierte, kollektiv-kulturell vorgegebene Formen der Sprache und deren Regeln, um in spezifischen (historischen) Situationen ihre Auseinandersetzung mit ebendiesen Situationen symbolisch zu repräsentieren. Dieses Benutzen von Sprachformen und deren Regulativen lässt sich allerdings nicht auf eine blosse Repräsentationstätigkeit bezüglich Vergangenem reduzieren: Reden wir von dieser Art der Vergegenwärtigung eines gewissen Damals, beschreiten wir tatsächlich das Terrain *sozialen Handelns und kultureller Produktion.* Jene Formen der Repräsentation, die sprachlichen Bilder, die Metaphern, die Stereotypen und so weiter, welche wir verbal handelnd verarbeiten, sind – in Bezug

auf die jeweilige Situation, in welcher sie zum Einsatz kommen – alles andere denn neutral: Alle Formen der Interpretation und der Darstellung besitzen eine ästhetische Seite, welche eng zusammenhängt mit dem sozialen Charakter jener Umwelt, aus der sie stammen. Durch den Einsatz ganz bestimmter Formen kann in bestimmten (historischen) Kontexten mehr *Autorität,* mehr soziales *Prestige* erlangt werden als mittels der Verwendung anderer Arten der Symbolisierung, und das wissen diejenigen (oder sie versuchen zumindest, es praktisch in Erfahrung zu bringen), die solche Formen (kommunikativ handelnd) benutzen. Deren Ziel besteht immer *auch* darin, ihren persönlichen Standpunkt, ihre individuelle Vergangenheit, ihre Haltung, ihre Ansichten, ihre Urteile, an welche sie glauben, ihre damit verbundenen Ansprüche, Forderungen, Zugeständnisse und so weiter, auf einem System der *Authentifizierung* aufzubauen, indem sie vermittels der Konstruktion einer *Literatur des Faktischen* (unter dem Einsatz *bewusst* ausgewählter symbolischer Repräsentationsfiguren) über sich selbst «wahres» Zeugnis abzulegen beabsichtigen: zwecks Erlangung von sozialer Geltung (schärfer formuliert: von Macht). Welche Figuren, Muster, Symbole etc. das einzelne Individuum bei der Konstruktion seiner Geschichte und seines Selbst für plausibel, für es selbst authentifizierend erachtet, entscheidet es grundsätzlich aus der Perspektive des Kommunikationspartners oder der -partnerin mittels der Rollenübernahme. Dass Menschen in der Auseinandersetzung mit ihrer oder anderer Leute Vergangenheit ganz bestimmten, nämlich kulturell sanktionierten, konventionalisierten Deutungsmodellen und damit Handlungsmustern folgen, hängt mit der *Legitimationsmacht,* welche ebendiesen Modellen und Mustern kollektiv attestiert wird, zusammen, einer Legitimationsmacht, die jenen Menschen Rechtfertigung zu verschaffen vermag, welche sich ihrem Diktat unterwerfen. Das heisst: Wir müssen die Bedeutungen kennen, welche das Kollektiv, oder eigentlicher: die Kollektive, in denen wir uns bewegen, bestimmten Situationen und Ereignissen zuschreiben, wenn wir vor unserer sozialen Umwelt glaubhaft dastehen wollen, wenn wir unsere Orientierungs- und Handlungskompetenz erhalten möchten, wenn wir beabsichtigen, unsere vergangenen Worte und Taten zu legitimieren und allfällige daraus abgeleitete Ansprüche und Forderungen durchzusetzen.

Menschen sind nicht lediglich damit beschäftigt, ihre eigene Glaubwürdigkeit anderen gegenüber zu bezeugen, indem sie gewisse Leute zu ihren Zeugen und Zeuginnen aufrufen oder deren Hinterlassenschaften zum Zeugnis heranziehen. Sie selbst übernehmen zeitweise die Rolle des oder der Bezeugenden, und dies gilt im speziellen für diejenigen, die sich selbst zum Biografen oder zur Biografin eines anderen Menschen Lebens machen. Denn just die Biografie ist ihrem *Anspruch* nach dem Wahrheitskriterium verpflichtet und gewinnt gerade damit eine wichtige Legitimierungskraft gegenüber dem Leser.

Diskursformen werden von Individuen kontextspezifisch aufgegriffen, eingesetzt, besetzt, *fortgeschrieben,* sei es zum Zwecke der Selbstlegitimation, der Handlungskonstituierung, sei es in Gestalt geradezu ritueller Bestätigung gemeinsamer Werte und Normen und damit der Absetzung gegenüber einem, wie auch immer gearteten Andern, Fremden, Exotischen. Dieses Verfahren der Darstellung gegenwärtiger Fragen und Konflikte im Gewande tradierter Deutungs- und Bedeutensformen ist somit beträchtlich mehr als ein reines Stilmittel. In der Verwendung alter und in der Suche nach alternativen diskursiven Figuren finden – nicht nur gesamtgesellschaftlich betrachtet, etwa auf dem politischen Parkett – immer auch Kontroversen statt, und, so fasst Gabrielle M. Spiegel die Ergebnisse der modernen Soziolinguistik zusammen, gerade diejenigen sozialen Schichten reagierten am sensibelsten gegenüber neuen Diskursformen, «die am meisten von sozialem Wandel betroffen sind. Sie sind [...] am empfindlichsten in bezug auf die Fähigkeit der Sprache soziale Veränderungen zu registrieren.»[5] Das Anerkennen der *sozialen Dimensionen der Textproduktion* sollte gewiss nicht zur Vorstellung des unmittelbaren Aufgehens der Geschichte(n) in blosser Textualität führen. Gefragt wäre vielmehr ein kritischer Standpunkt, von dem aus Text und Kontext in einen Blick genommen werden, der den textuellen, historisierenden und *historischen* Prinzipien der Analyse und Erklärung gleichermassen gerecht wird.

Anmerkungen

1 Pierre Bourdieu, *Die biographische Illusion,* BIOS 1 (1990), 75–81.
2 Sande Cohen, zit. nach: Linn Hunt, «Geschichte jenseits von Gesellschaftstheorie», in Christoph Conrad, Martina Kessel, (Hg.), *Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Diskussion,* Stuttgart 1994, 115.
3 Jörn Rüsen, «Trauer als historische Kategorie. Überlegungen zur Erinnerung an den Holocaust in der Geschichtskultur der Gegenwart», in Hanno Loewy, Bernhard Moltmann (Hg.), *Erlebnis – Gedächtnis – Sinn. Authentische und konstruierte Erinnerung,* Frankfurt a. M. 1996, 65.
4 Guy P. Marchal, «Das ‹Schweizeralpenland›: eine imagologische Bastelei», in Guy P. Marchal, Aram Mattioli (Hg.), *Erfundene Schweiz. Konstruktionen nationaler Identität,* Zürich 1992.
5 Gabrielle M. Spiegel, «Geschichte, Historizität und die soziale Logik von mittelalterlichen Texten», in Conrad/Kessel (wie Anm. 2), 188.

RESUME

L'ACTE DE MEMOIRE (AUTO-)BIOGRAPHIQUE: MECANISMES D'UNE LOGIQUE SOCIALE

L'auteur définit le récit (auto-)biographique comme le produit d'une activité mentale reconstructrice, laquelle a pour but de donner sens et continuité à l'existence. Ce ne sont pas en effet les banalités du vécu quotidien, mais les crises, contradictions et ruptures survenues dans une vie, qui contraignent à la réflexion et à une verbalisation thématique autobiographique. La construction du souvenir, qui le rend présent de manière sélective, s'accomplit sur la base d'une grammaire du sens, elle-même conditionnée par l'époque et son environnement culturel; elle vise à réaliser un effet dans le but d'accéder à la reconnaissance sociale et pour légitimer une dominance au sein de la société (pouvoir).

(Traduction: Myriam Erwin)